

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 7. Juli

1917.



Im befehlten Rumänien: Generalfeldmarschall von Mackensen besucht das Lazarett in Blaesii.

Phot. Berl. Illustr.-Gef.

Der Stachelndrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

1. Fortsetzung.

Serr von Rebwein heißt der Mieter im 1. Stockwerk," erklärte der Villenbesitzer.

"Und Sie wissen bestimmt, daß er noch nicht verheiratet ist?" fragte die fremde Dame.

Anton Pichler legte betuernd die Hand aufs Herz. „Auf Ehre, gnä Frau, und i soll oan miserabler Lump sein, wenn esch nôt wahr isch, daß der Herr von Rebwein noch loa Frau nôt hat!“

„Und was kostet die Wohnung?" fragte die zu vier Fünfteln schon Begwangene.

Anton Pichler nannte den Preis, schlug indessen in Anbetracht des Umstandes, daß die Wohnung nicht nur einen Balkon, sondern auch einen benachbarten Junggesellen hatte, der reichsdeutscher Gymnasialprofessor war, fünfzig Krone auf.

„Das ist aber recht teuer, lieber Mann.“

„Schauens Enen dô Aussicht an, gnä Frau! Und denkens an den vornehmen Umgang, woas dô gnä Frau hoaben können, wo doch oan reichsdeutscher Herr Professor in unsrigen Haus wohnen tuat! — Na, gnä Frau, dô Wohnung isch nôt teuer, die Wohnung isch billi, — so oan billige Wohnung haben dô gnä Frau noch niamals nôt ghabt!“

„Gut, ich miete die Wohnung. Bitte, entlohnen Sie den Kutscher, und besorgen Sie mir das Gepäd herauf!“

Unverzüglich steckten die zwei Finger im Munde Pichlers, und ein schriller Pfiff ertönte. „Lois!," donnerte die Kommandostimme die Treppe hinunter, „lauf, sag dem Kutscher, doas er der Gnädigen dôs Gepäd aufi bringt!“

„Ewan die gnä Frau verheiratet, und kommt noch der Herr Gemahl noach mit die Suaben und mit die Dirndl?" wandte er sich an die so schnell und leicht Besiegte mit einem Zwinlern der Augen, das besagte, daß er die Frage, an deren Berechtigung er selbst nicht glaubte, nur der Form wegen stelle.

„Ich bin Witwe und kinderlos," antwortete die Gnädige unter leichtem Eröten.

„Ah", bedauerte Anton Pichler aus tiefstem Herzen, „noch so jung und scho Witwe!“

„Mein Mann war Regierungsbaumeister und ist vor vier Jahren gestorben. Ich heiße Edith Sieblein und bin aus Halle an der Saale.“

Anton Pichlers Augen machten ein Ausrufungszeichen, das Verwunderung, Stolz und Freude zugleich ausdrücken sollte. „Aus Halle? A da legst di niader! Die gnä Frau isch a oane Reichsdeutsche? Die Ehre, gnä Frau! Da wird sich der Herr von Rebwein oaber freuen!“

Die Dame namens Edith Sieblein lächelte geschmeichelt. „Meinen Sie, Herr, — Herr —?“

„Pichler, Anton," ergänzte Anton Pichler stolz.

„Dôs Gepäd wär aufi," meldete schwizend der Kutscher.

Frau Sieblein entlohnte den Mann, atmete tief auf und meinte: „So, und jetzt möchte ich mich ein wenig restaurieren.“

Anton Pichler machte eine schwungvolle Verbeugung. „Ich geh scho, gnä Frau! Die Ehre! Und wenn die gnä Frau sonst was brauchen tuat oder oanen Wunsch hat, dann tretens halt hier auf die Treppen aufi und schreins hinunter: Mirzl! — Dô Mirzl, dôs isch nämli mei Tochter, — dô woas mit moa Frau die Herrschaften bedient! — Grüß Gott, gnä Frau! die Ehre!“

Nun war auch die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein allein und konnte daran gehen, sich etwas Lust zu machen. Sie fühlte ein starkes Bedürfnis danach, denn sie trug verschiedene Marterwerkzeuge an ihrem Körper, die zwar geeignet waren, dessen Schönheit und Jugendlichkeit, nicht aber dessen Wohlbefinden zu heben.

Vor allem verriegelte sie fest die Tür. Darauf schloß sie ihren großmächtigen Reiselorb auf und entnahm ihm hundertertei Dinge, die bald in den zwei Zimmern wüst durcheinander lagen, so daß sie kaum noch die Möglichkeit hatte, sich zwischen dem Reimsraum frei zu bewegen.

Das halbe Bett nahm allein das Riesenrad von Hut für sich in Anspruch; auf dem Tisch und auf den Stühlen türmten sich wahre Berge von Nichtigkeiten, die in den Augen der Frau Sieblein doch Notwendigkeiten waren, und der Fußboden war überfüllt mit Einpackpapieren der verschiedensten Farben und Formate, während der Waschtisch einem Verkaufstand gleich, an dem Seifen, Mixturen, Pulver, Flüssigkeiten und sonstige Parfümericartikel feilgehalten wurden.

Achzend entledigte sich Frau Sieblein ihrer Schuhe, die nicht allein ungewöhnlich, hoch sondern auch ungewöhnlich eng waren, und ächzend rieb sie an ihrer rechten kleinen Zehe einen Berg aus Hornhaut, den man gemeinhin ein Hühnerauge nennt. Oh, wie wohl taten jetzt die weiten Hauspantoffeln aus feinstem roten Filz!

Der enge Rod und die giftgrüne Seidenbluse wurden abgestreift, ein sogenanntes Bekleidungsstück, das teils aus Hornstäben, teils aus eisernen Ösen und Halen bestand, wurde knadend geöffnet und auf das Bett neben das Riesenrad geworfen, und bald umfloß die schlante Erscheinung, die sich gern eine königliche nannte, ein weites und weiches Hauskleid aus hellem Battist, das zwar bequem war, dessen Qualität aber trotzdem Zeugnis davon ablegte, daß seine Trägerin zu den Kreisen der besitzenden Klassen gehörte.

Jetzt konnte daran geschritten werden, das üppige goldblonde Haar aufzulösen, was eine Aufgabe war, die viel Geschick und Vorsicht erforderte, denn es galt, einen Zopf, der sehr viel Geld gekostet hatte, von den Resten des eigenen Haares, das die Natur umsonst geliefert hatte, so zu lösen, daß keine Verwirrungen und Schäden entstanden.

Der leure Zopf wurde in Seidenpapier gewickelt und in einem Kasten des Waschtisches wohl verwahrt. Die billigen Reste des eigenen Haares wurden sorgfältig lurchgekämmt, so gut es ging, und zu einer kümmerlichen Schnecke aufgesteckt, über die ein duftiges Häubchen aus echten Spitzen dergestalt gestülpt wurde, daß niemand ahnen konnte, daß sich unter dieser kostbaren Hülle nur Dinge höchst unvermuteten Charakters verbargen.

Darauf ging Frau Sieblein in ihrem prinzeßlichen Hauskleid in die Küche und stellte fest, welche praktische Einrichtung es doch sei, wenn man sich auch in der Fremde selbst kochen konnte. Denn, ungeachtet der zweihundertvierzigtausend Mark, die ihr ihr seliger Mann hinterlassen hatte, war sie das Muster einer sparsamen deutschen Hausfrau, die es nicht liebte, mit ihrem guten Gelde die teuren Gastwirtschaften zu füttern. Neben dem Bestreben, noch möglichst jugendlich und schön zu erscheinen, um auf diesem Wege dahin zu gelangen, nach dem seligen Regierungsbaumeister noch einen zweiten Mann glücklich zu machen, war das Kochen sogar die einzige Leidenschaft, der sie fröhnte. Es gab auch keine Köchin, die so vortrefflich zu kochen verstand wie sie selbst, und da es keine gab, so sah sie nicht ein, warum sie eine Sache, in der sie sich dermaßen auszeichnete, nicht selbst betreiben sollte. Ob ein Mann auf ihr üppiges goldblondes Haar, ihr Riesenrad von Hut, ihre giftgrüne Bluse und ihre hohen Stöckelschuhe hincin iel, blieb immerhin zweifelhaft. Nicht im mindesten aber zweifelhaft war es, daß der Mann in vorgerückteren Jahren, der einmal von ihr zubereitete Schweinsende mit Sauerkraut und vogtländischen Klößen gegessen hatte, sie auch liebte!

„Mirzl!" rief die verwitwete Frau Regierungsbaumeister die Treppe hinunter.

Die Mirzl kam und knixte. „Gnä Frau?"

„Ich brauche als Aufwartung ein junges Mädchen, ein Mädchen, das mir die nötigen Küchenarbeiten besorgt und das Geschirer wäscht. Wollen Sie das gegen eine entsprechende Entschädigung machen?"

„Aber gern, gnä Frau!"

„Es ist gut," nickte ihr Frau Sieblein aus Halle an der Saale gnädig zu, „wenn ich Sie brauche, werde ich Sie rufen.“

Sie trat nun auf den Balkon hinaus, rückte sich einen Korbsessel zurecht und schlug einen Leihbibliotheksroman auf, um sich, so gewappnet, dem ungestörten Genuß der zauberhaften Landschaft hinzugeben.

In der Tat, die Gegend war schön und hielt das, was der Frau Regierungsbaumeister ein junger Neffe daheim in Halle versprochen hatte. Immerhin, einen Fehler hatte sie: sie bewies einen auffallenden Mangel an Menschen. Das Lognon, das doch vornehmlich dazu da war, die Toiletten der verschiedenen Sommerfräuleitinnen kritisch zu mustern, kam nicht zu seinem Recht. Und Frau Sieblein bog weit den spitzenbehaubeten Kopf über das Balkongeländer, um Ausschau nach einem Menschen zu halten, der die schöne Gegend wahrhaft und wirksam beleben sollte.

Halt, dort kam einer. Er schien recht vertieft in seine eigenen Gedanken zu sein, denn er ging sehr langsam und mit gesenktem Kopf, ganz so wie einer, der düstern Rätseln nachgrübelt.

Frau Sieblein hob das Lognon und betrachtete ihn. Welch kühne Nase er hatte! Und recht salopp gelleidet ging er, nicht wie einer, der Wert darauf legt, schon durch sein Äußeres zu zeigen, daß er der guten Gesellschaft angehört. Und doch wiesen die Augengläser, die er trug, und sein stark vergeistigtes Antlitz darauf hin, daß er im Besitze einer Intelligenz

sei, die in den unteren Kreisen nie gedeiht. Wer war der Sonderling?

Wahrhaftig, jetzt bog er in den Garten unten ein! Und jetzt hob er den Kopf und sah sie. Staute er nicht? Ja, er staute und wurde rot! Und jetzt zog er den Hut, um zu grüßen. —

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein lächelte bestridend und senkte zum Dank leicht den spitzenbehaubeten Kopf.

„Das ist er also,“ dachte sie, — „der noch ledige Gymnasialprofessor Max von Rebwein aus Leipzig!“

Oh, er sah so übel nicht aus, wenn auch einigermahen vernachlässigt, was bei einem Junggesellen in seinem Alter nicht weiter verwunderlich war. Sicherlich lehrte er von dem Spaziergang heim, den er nach dem Mittagessen gemacht hatte.

Und jetzt kam er die Treppe herauf. Wie leise und gesittet er auftrat, ganz so bescheiden und schüchtern, wie es dem Ausdruck seines weltfremden Gelehrtengeflüchtes entsprach!

Frau Sieblein schob den zerlesenen Leihbibliotheksroman zurück, hob das Lognon und betrachtete die Gegend aufs neue. Mit einem Male wollte es scheinen, daß es auch seine guten Seiten hatte, wenn eine Sommerfrische nicht allzu belebt war; man war dann mehr unter sich und schloß sich einander leichter an!



Don der Kampffront im Westen: Ein in ein Granatloch geratenes schweres Geschütz der Franzosen.

Phot. A. Grob.



Don der Kampffront im Westen: Herausziehen des eingesunkenen schweren Geschüzes.

Phot. A. Grob.



Saal 1 der Ausstellung Berliner Künstler in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung Düsseldorf 1917.
Julius Söhn, Hofphot., Düsseldorf.

Und so lehnte sie sich behaglich zurück und lächelte verstonnen, — ganz im Gegensatz zu Max Rebwein, der, oben auf seinem Balkon angelangt, nicht dieselbe Miene zeigte, die er gestern aufgesetzt hatte, als er der Mirz! beim Wäscheaufhängen ansichtig geworden war. —

Es war doch seltsam: Max Rebwein fand, um sich in seinen geliebten Meister und Lehrer Artur Schopenhauer zu vertiefen, nicht jene Sammlung und heilige Andacht, die er erwartet hatte.

Lag es daran, daß die Sonne so heiß über dem See hing und zum Baden und zu Rahnfahrten einlud? Lag es an dem üppigen Grün der Hänge, die einem winkten, sie aufzusuchen, sich in ihre schwellendes Gras zu werfen, den Blick auf den wolkenlosen blauen Himmel gerichtet, um zu träumen?

Ja, es war seltsam: man träumte wohl, allein, man träumte nicht von Artur Schopenhauer und von dessen Verknüpfung des Willens zum Leben.

Viel eher träumte man von einer Befreiung des Willens zum Dasein, und was einen zu dieser Befreiung des Willens zum Dasein trieb, das waren wiederum weniger die Sonne, der blau opalisierende See und die im saftigen Grün prangenden Hänge der Berge, das waren —

Nun ja, warum sollte man es leugnen, wenn man mit sich allein war, und wenn doch niemand die Gedanken belauschen konnte, denen man sich in scheuester Heimlichkeit hingab: es waren die zwei Augen eines Wesens, das mit nichten dem männlichen Geschlecht angehörte, dem edlen, kraftvollen, gottähnlichen männlichen Geschlecht, vielmehr dem kurzbeinigen, breitbüstigen und engbrüstigen weiblichen Geschlecht, in dessen Verachtung sich zu üben und zu vervollkommen man eigentlich hierher in die Stille der Berge gekommen war.

Max Rebwein ärgerte sich und wischte mit dem Taschentuch einen

Tropfen von der Nase. Auch an seinem Schnallenschlipsis zupfte er unzufrieden herum. In seinem Leben erschien er zum ersten Mal nicht geeignet, den Wettstreit mit einem eleganten, schwerseidenen und farbenfatten Selbstbinder aufzunehmen.

Und dann sein Anzug! War der von der Art, daß er einem jungen Mädchen, das in Graz gewesen war und dem dort kavalierrmäßige Studenten Komplimente gemacht hatten, ins Auge stechen konnte? Nein! Nicht einmal eine Bügelsalte hatte dieser Anzug; viel eher zeigten die Beinkleider an den Knien Beulen, — vom Hute ganz zu schweigen, der, seit er einmal neu gewesen war, so manchen Wechsel des Wetters erlebt hatte.

Ja, war es denn wirklich Wahrheit: war er, der: Gymnasialprofessor Max Rebwein, der Mann, der eine Nase hatte, die stopfte, und eine arme Schwester, die versorgt werden mußte — war er verliebt?

„Unsinn!“ antwortete der Verstand des Mannes, der es gelernt hatte, in allen Mädchen und Frauen nur minderwertige und kindische Geschöpfe zu sehen, die ein überlegener Geist unter nachsichtigem und mitleidigem Lächeln links liegen läßt.

Aber das Herz dieses selben Mannes, der es dennoch nie veräußert hatte, für seine Schwester viel gründlicher zu sorgen als für sich selbst, widersprach da lebhaft: „Kein Unsinn, — Wahrheit!“

Es war Wahrheit, und zwar war es eine schmerzliche Wahrheit, weil sie einen Zustand betraf, der Leuten, die jung und gut gewachsen sind, gar nicht übel ansteht, während er, sofern ältere Hagestolze mit kleineren oder größeren Schönheitsfehlern von ihm heimgesucht werden, einer statt komischen Färbung nicht entbehrt.

Gewiß doch, Max Rebwein fand sich komisch. Allein, dieses Gefühl vor sich selber eine komische Rolle zu spielen, wurde noch von jenem



Bilder der städtischen Galerie in der Großen Berliner Kunstausstellung Düsseldorf 1917.
Julius Söhn, Hofphot., Düsseldorf.

überwogen, unglücklich zu sein. Und da ein jeder, der unglücklich ist, das Bestreben hat, glücklich zu werden, und da es für Max Rebwein, um zu diesem Glück zu gelangen, nur einen Weg gab, nämlich den: der Mirzl seine Liebe zu gestehen, — so trug er sich heftig mit dem Gedanken, dem Mädchen, das in Graz immerhin Umgang, mit Studenten gehabt hatte, einen Heiratsantrag zu machen.

Denn er kalkulirte also: daß die Mirzl, das junge und hübsche Ding, mich, den alten und nasentropfenden Junggesellen, lieben sollte, ist ausgeschlossen. Hingegen keineswegs ausgeschlossen ist es, daß sie heiratet, sintemal man sehr wohl eine tropfende Nase verabscheuen, gleichwohl aber einen ehrenwerten, angesehenen und pensionsberechtigten königlich sächsischen Gymnasialprofessor heiraten kann, zumal man ein einfaches Rättners Vorfräulein ist, das kaum Aussicht hat, als Gatten einen Baron heimzuführen.

Bei und trotz Schopenhauer: so argumentierte Max Rebwein! Und so sehr war er in seinen Plan verhasst, daß er schon seit vierzehn Tagen auf eine passende Gelegenheit lauerte, sich Mirzl zu offenbaren und sein Schicksal in ihre netten, kleinen und doch kräftigen Hände zu legen.

verfüge. Himmel, war es denn möglich, daß sich so viel Geld in einer einzigen Hand befand? Ganz klein kam er sich seitdem vor, und bang lastete die Erwägung auf seiner Seele, ob er nicht auch für die Mirzl eine viel zu arme Partie wäre.

Zweihundertvierzigtausend Mark — es war unglaublich! Was machte bloß die Frau mit so viel Geld? Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er nur den zehnten Teil dieser Ansumme besessen hätte — er, der sich trotz seiner unbeschreiblich bescheidenen Lebensweise im Laufe der letzten zehn Jahre nur siebentausendfünfhundertvierundwanzig Mark und siebenunddreißig Pfennige hatte ersparen können! Wie hätte es dann seine Schwester gut haben sollen, und wie hätte er dann auch einmal an sich selbst denken wollen! Zum mindesten zwei neue Anzüge hätte er sich gekauft, einen schwarzen und einen grauen, und einen neuen eleganten Filzhut dazu und ein Paar Stiefel mit Lackspitzen und eine Krawatte, die ganz bestimmt kein Schnallenschlips gewesen wäre. —

Die Phantasie Max Rebweins bekam etwas Ausschweifendes, und er erkannte, daß es Zeit sei, zu bremsen. Er seufzte, hob den Kopf und sah nach dem See hinunter, der in der mittäglichen Gluthitze tief-



Die Gerhard Jansen-Gruppe in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung Düsseldorf 1917.

Julius Söhn, Hofphot., Düsseldorf.

Leider wollte sich diese passende Gelegenheit nicht ergeben. Wohl ein dutzendmal hatte er zwar versucht sie herbeizuführen, und so ungeschickt er sich natürlich in diesen seinen Versuchen auch gezeigt hatte, einige Male war es ihm trotzdem schon gelungen, der Mirzl habhaft zu werden. Aber immer dann, wenn er im besten Zuge war, das heikle Thema anzuschneiden und dem Mädchen seiner endlichen Wahl auf diplomatisch verbrämte zarte Weise zu verstehen zu geben, welche ernste Absichten ihn bewegten, — immer dann erschien wie aus einer Vertiefung heraus jene Frau, die ihm ein böses Schicksal in den Weg geführt hat, er mußte, jene verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, die immer so sonderbare Augen machte, wenn sie ihn ansah, so daß er die qualvolle Empfindung nie los wurde, ein Bösewicht zu sein, dessen heimtückische Ränke die Göttin der Rache mit grellem Blizlicht bestrahlte.

Was wollte doch diese Frau von ihm, der zu nahen er sich fürchtete, weil sie so ausgesucht elegant war, und die dennoch nie müde wurde, seine armen Schuldners, Gesellschaft zu suchen?

Es schüttelte ihn noch heute, wenn er sich dessen erinnerte, wie sie jüngst so ganz beiläufig in das Gespräch hatte einschleichen lassen, daß sie über zweihundertvierzigtausend Mark in besten deutschen Wertpapieren

blau dalag. Ein schneeweißes Seegelboot glitt verträumt über ihn hin, und aus dem nahen Städtchen Millstadt kam wie sanfte Musik das Läuten der Mittagsglocken. — „Herr Professor?“ —

Max Rebwein fuhr erschrocken auf und beugte sich über das Ballongeländer.

Die Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, stand mit ihrem duftigsten Hauskleid angetan und das Splienhäubchen auf dem Kopfe, auf dem unteren Balkon und blickte bestridend lächelnd zu ihm auf.

„Herr Professor, Sie sind noch da? Ich glaubte, Sie wären schon beim Mittagessen im „Seehof!““

Max Rebwein grüßte ehrfurchtsvoll und erwiderte recht besangen: „Ich habe mich verträumt, gnädige Frau. Aber ich will sogleich gehen.“

Da traf ihn abermals jener sonderbare Blick. „Eigentlich sollten Sie nicht gehen, Herr Professor, sondern — wenn ich Sie darum bitten dürfte! — bleiben.“ —

„Bleiben —?“

„Ja, weil ich mir heute so große Mühe gegeben habe, etwas Gutes zu kochen. Ich habe ein heimisches Gericht zubereitet, Herr Professor. Und da wollte ich Sie bitten, mein Gast zu sein, und Ihr Urteil abzugeben.“

„Gnädige Frau —“
 „Schlagen Sie es mir ab?“
 Noch nie in seinem Leben war Max Rebwein so verlegen gewesen.
 „Ich weiß wirklich nicht —“
 „Sie sagen zu? Ach, wie nett von Ihnen! — Mirzl!“
 „Gnädige Frau?“ kam aus dem Hintergrunde jene helle Stimme, die Max Rebwein so viel zu schaffen machte.
 „Schnell noch ein zweites Gedeck, der Herr Professor wird bei mir speisen!“

Max Rebwein trat vom Balkon in sein Zimmer zurück und befühlte seine Stirn, ob er nicht noch träume. Nein, es war Wirklichkeit. Aber was sollte diese Wirklichkeit bedeuten? Wie kam er zu der Ehre, bei einer Frau zu Mittag zu speisen, die zweihundertvierzigtausend Mark in Vermögen hatte?

Gleichviel, er konnte nicht mehr absagen, ohne unhöflich zu erscheinen. Außerdem würde die Mirzl in der Nähe sein, er würde sie sehen, ja, vielleicht sogar Gelegenheit haben, das Wort an sie zu richten.

Das war entscheidend. Er trat vor den Spiegel, richtete seinen Schnallenschlupf und sah nach, ob zwischen seinen Beinleidern und seinen Stiefeln nicht das weiße Bändchen der Unterhosen hervorglitzte, was es so gerne tat. Und dann schnuzte er sich vor allem gründlich.

So vorbereitet, stieg er unter heftigem Herzklopfen in den ersten Stock hinunter.

Die Dämmerung ging in fallende Dunkelheit über. Jergendwo unten am See sang ein Tenor ein Lied, das ganz unwahrscheinlich süß war, so süß und süß-traurig, daß denen, die aus der Ferne zuhörten, sich wider Willen und ganz unmerklich eine schwermütige Sehnsucht entrang, um in die Dunkelheit davon zu flattern, weit fort, über Berge und über Täler, ins Unbekannte hinein. —

Max Rebwein stand unten im Garten, und vor ihm auf einer Schaukel saß die Mirzl und schaukelte sich, während die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, sich oben auf ihrem Balkon verstedt hielt und mit trampfhaft angehaltenem Atem lauschte.

Nicht alles vernahm sie, was die beiden da unten sprachen, aber die Nacht war immerhin still genug, daß sie so manches vernahm, mehr vielleicht, als ihr lieb war, denn aus dem Wenigen, das sie geschickt ergänzte, ging deutlich hervor, daß ihre schlimmsten Befürchtungen nahe daran waren, sich zu verwirklichen.

Was redeten die beiden miteinander?

Nichts, was zur Not ein jeder Dritter nicht hätte hören dürfen; allein ausgenommen den Fall, daß dieser Dritte zufällig eine verliebte und deshalb eifersüchtige Witwe von zweiundvierzig Jahren gewesen wäre, die begründete Rechte zu haben glaubte.

Welche Rechte aber hatte jenes junge Gänschen dort unten, das wohl für einen lebfrischen Rärntner Douerntuben oder bestenfalls für einen hinterwäldischen Dorfsschulmeister geschaffen war, nie und nimmer dagegen für einen königlich sächsischen Gymnasialprofessor aus Leipzig in dem reifen Alter von neununddreißig Jahren?

Wie dumm doch dieser Mann da unten, dessen Gesicht so durchgeistigt schien, im Grunde war! Vergaß er es so ganz, daß er eine Schwester hatte, die zu unterstützen seine moralische Pflicht war? Und war er noch jung genug, um dem soliden Wert unübertrefflich zubereiteter Schweinsleiden, Pötelzungen, Kalbenierentraten und gefüllter Eiertuchen ein vergängliches hübsches Lärchen vorziehen zu dürfen?

Frau Edith Sieblein hatte Mühe, sich zu beherrschen. Diese Mühe war um so größer, als sie, um sich nicht zu verraten, in ziemlich gebückter Stellung verharren mußte, was für einen langen Körper, der vor Spannung zittert, und für ein eifersüchtiges Herz, das vor Erregung bebzt, keine leichte Aufgabe ist.

Allein, für eine Frau, die fest entschlossen ist, das, was sie wissen muß, unter allen Umständen auch zu erfahren, gibt es keine Aufgabe, die sie nicht bewältigte. Und deshalb verharrete Frau Edith Sieblein tapfer weiter in ihrer qualvollen Stellung und lauschte. Lauschte mit angehaltenem Atem. Und schwihete.

„Sie sind so schön, Fräulein Mirzl,“ sagte unten der Professor, „Sie haben so reizende Händchen!“

Die Mirzl lachte, gab ihrer Schaukel einen Stoß und erwiderte: „Ach gehns, Herr Professor!“

„Nein, wirklich, — solch reizende Händchen möchte ich drüden dürfen!“

„Sie sind ein Schlimmer!“

„Oh nein,“ be'euerte treuherzig der Herr Professor, „ich meine das völlig ernsthaft, ich spreche sozusagen als ein älterer Freund zu Ihnen, als ein wahrhaft aufrichtiger Freund, der Ihr Bestes im Auge hat!“

„Dös gfreit mi, Herr Professor. I hätt schon gern einen älteren Freund.“

„Oh bitte, bitte, Fräulein Mirzl, — denken Sie doch da an mich!“

„Wenn i Vertrauen zu Ihnen haben dürft —?“

„Unbedingt,“ schwor der Herr Professor, „unbedingt, Fräulein Mirzl!“

„Ja, i hätt schon was auf dem Herzen.“ —

„Ich auch, — oh ja, ich hätte soviel auf dem Herzen, so viel!“

„Alsdann guat: reden zuerscht Sie!“

„Ich traue mich nicht, Fräulein Mirzl!“

Wieder erklang das helle Lachen: „Ach, i woah scho: Sie san verliebt!“

„Wie klug Sie sind,“ stammelte der Herr Professor, „das hätte ich nicht geglaubt.“ —

„Meinens, i wär so dumm? Da schneidens Ihnen, mein Liaber! Man siehts Canen doch an der Nasenspihen an, was f' wollen!“ Abermals das helle Lachen. „Ja, an der Nasenspihen, Herr Professor!“

Hier war zu hören, daß sich eines von den beiden schneuzte. Dem Ton nach, in dem dies geschah, konnte es unmöglich die Mirzl sein.

„Sie machen sich lustig über mich, Fräulein Mirzl!“

„Aber gar nüt! Im Gegenteil! Ich verstehs ganz guat, wias um Sie bestellt ist, Herr Professor. I fühl mit Canen. Ja, dös tu i. Unbedingt.“

„Wäre das möglich?“

„Leider,“ seufzte die Mirzl.

„Warum: leider?“

„Wenn i ihn doch nüt kriag, den, den i so gern möcht. — Ja, deshalb, Herr Professor. I kann ihn nüt kriagen. Na.“

„Sie können ihn nicht bekommen? Das bilden Sie sich doch wohl nur ein. Ich glaube, daß ein jeder glücklich wäre, sofern Sie „ja“ sagten, wenn er um Ihre Hand bäte!“

„Na, es sein Hindernisse da.“ —

Die zaghafte Stimme unten nahm einen mannhaften Ton an: „Welches Hindernis würde ein Mann nicht überwinden, wenn es ihm dadurch gelänge, Sie zu ertingen, Fräul. in Mirzl!“

Die Mirzl sprang von der Schaukel. „Dös scho, Herr Professor Schauens Canen mal den Jaun da an. Tätens Canen traun, da drüber zu klettern, Herr von Rebwein?“

„Aber diesen Jaun?“

„Ja.“

„Er ist aus Stacheldraht,“ bemerkte etwas zaghaft der Herr Professor.

„Ja, und atg spihig ist er, und sehr leicht kummt man sich die Hofen zerreißen beim Klettern und sich blutig stechen. — Tätens Canen traun?“

„Sie scherzen!“

„Na, gar nüt!“

„Ich weiß nicht —“

Hier durchschnitt die poetische Stille der Nacht ein lautes, ein fast empört lautes Niesen.

„Jesfas,“ schrie erschreckt die Mirzl auf und stob in solcher Eile davon, als hätte sie ein Wirbelwind erfasst und im Flu davongetragen.

„Fräulein Mirzl?“ fragte noch einmal leise und zaghaft der Herr Professor, schlich aber, da keine Antwort erfolgte, auch seinerseits davon, traurig, resigniert, wie mit beschneitten Flügeln, und sich trompetenhaft schneuzend. —

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale war nun endlich in der Lage, ihre in mehrfachen



Schweizer Bundesrat Hoffmann,
der aus eigener Entschliebung eine Friedensaktion
in Petersburg unternahm und infolge der hierdurch
geschaffenen Lage freiwillig zurücktrat.
Phot. Berl. Illustr. Ges.



Korvettenkapitän Viktor Schüge †.

Schüge war der Führer des Kurtschiffeschwaders,
das den jüngsten erfolgreichen Angriff auf
London unternahm, und fand bei dem Absturz
von „L. 48“ über der See den Heldenod.
Phot. Paul Wagner.



Legationssekretär Dr. Werner Otto v. Hentig,
nach Erledigung einer wichtigen diplomatischen
Mission beim Emir von Afghanistan überTurkestan,
China, Nordamerika und Norwegen heimgekehrt.
Phot. Berl. Illustr. Ges.



Die Kaiserin in Essen: Die Kaiserin besichtigt in Begleitung von Frau Dr. Krupp von Bohlen und Halbach die Margaretenhöhe in Essen.
Im Hintergrunde Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, kaiserlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, und Polizeipräsident
von Remberg, Glanersheim.
Phot. Meinhof.

Hin视角 qualvolle Stellung aufzugeben. Der Niefer, von einer heimtückischen Mäde hervorgerufen, war ihr durchaus wider Willen entfahren, denn sie hätte sehr gern noch eine Weile gelauscht, um herauszubekommen, welche Bewand'nis es mit dem Stachelbrautzaun habe. Nun, damit war es jetzt vorbei. Von gerechter Empörung geschüttelt, erhob sie sich und würdigte den blassen Vollmond, der sein Licht über den zitternden und glühenden See hingoh, seines Blickes.

Ja, sie war empört. Allein auch schmerzdurchwühlt war sie, voll der bittersten Vorwürfe gegen den Undankbaren, der noch gestern versichert hatte, ein so vortreffliches Essen, wie das ihm von ihr vorgefeste, in seinem Leben noch nie genossen zu haben, und der dennoch heute keine Bedenken trug, seine Neigung ganz offen einer anderen zu bekunden.

Es war zum Heulen. Wem sollte eine reiche Witwe in den besten Jahren noch vertrauen, wenn selbst auf einen königlich sächsischen Gymnasialprofessor, der so gutmütig, bieder und treuherzig ausah, wie dieser Max Rebwein, kein Verlaß war?

O, dieser Heuchler! Er sollte sich schämen! Wer war denn dieser Gans, der er versicherte, daß es ihn aufs höchste beglücken würde, sie als Braut heimzuführen? Eine Dienstmagd, ihre Dienstmagd, die für ein paar Groschen dazu angehalten wurde, niedrige Küchenarbeit zu verrichten! Und was war ein Mann wert, der nach dieser Dienstmagd griff, wo er doch die Herrin haben konnte? Nichts! nein, aber auch garnichts! Schön, er war nichts wert. Vortrefflich, basta. Aber —

Aber warum schmerzte es sie dann, ihn zu verlieren, wenn er doch nichts wert war? Ja, warum? Lag es an diesem höllisch geinsenden Vollmond, wenn sich Gefühle in ihr regten, die sie selbst für den braven, nur stark herzverleiteten verstorbenen Regierungsbaumeister Blasius Sieblein niemals empfunden hatte? Liebte sie diesen Mann mit dem unmöglichen Filzhut, von dem die Sage ging, daß er für seine Ferienreise als einziges Gepäck eine braune Segeltuchtasche und einen Papptarton mitgenommen hatte? Und was liebte sie an ihm? Vielleicht seine Nase, die tropfte?

Wirklich, es war zum Lachen, soweit es nicht zum Heulen war! Der Höllische mochte diese Gegend helen, in deren sonndurchglühter Einsamkeit einen Gefühle beschließen, die sich für eine zweiundvierzigjährige Frau nicht mehr schiden! Dieser See! Dieser Ballon! Diese Berge, die einen wie die Mauern eines Paradieses umgaben, in dem man um keinen Preis allein glücklich sein wollte! In dem man die Sehnsucht nach einem Gefährten verspürte, nach einem Adam, an den man sich zärtlich anschmiegen, dem man den Apfel der Verführung zur Ehe reichen konnte! Warum nahm der Adam diesen Apfel nicht? Weil eine zweite Eva da war, die frischere Apfel zu vergeben hatte! Es war eine wahre Schande!

Frau Edith Sieblein hob beide Arme, wie um einer dämonischen Macht, die sich stärker als sie selbst erwies, stumm und ohnmächtig zu drohen.

Resigniert löste sie dann den kostbaren Zopf aus dem Naturoberst ihrer eigenen Haare und widelte ihn in rosafarbenes Seidenpapier. Und noch manch anderen, die Schönheit des Weibes

teils hebenden, teils nur vortäuschenden Gebrauchsgegenstand, der zu nächstlicher Zeit seinen Wert und seine Bedeutung verlor, löste sie von ihrem königlich schlanken Leibe, langsam und voll nachdenklicher Traurigkeit, des silbernen Mondlichtes, das durch die offene Ballontür hereinströmte, nicht achtend. Und in dumpfem Kummer brütend, lehnte sie sich an den Rahmen dieser Tür und starrte in die magisch erhellte Nacht hinaus, aus der ein so starker und süßer Duft aufstieg, daß es nicht wundernehmen konnte, wenn sich ein armes, zwischen hohen und engen städtischen Mietskasernen halb verdorrtes Frauenherz in unerwarteter Spätsprache lyrisch zu regen begann.

Lange stand sie so und starrte in die mondhele Nacht hinaus auf den See, der in seinem silbernen Glanz wie ein zauberhaftes Märchengebilde wirkte, und auf die Berge, die wie finstere Truhburgen sagenhafter Ritter ausahen, — ja, lange —

Aber plötzlich fuhr sie zusammen. — Sah sie recht?

Bei Gott, dort unten näherte sich eine hohe und breite Männergestalt dem Gartenzaun, vorsichtig und leise schleichend, redete den Hals, sah sich nach allen Seiten um, pfliff dreimal kurz und ersah plötzlich einen der dicken hölzernen Pföde, die den Stachelbrautzaun hielten.

Und jetzt — o Himmel — schwang er sich, wie ein Meisterturner, mit einem einzigen Satz über den Stachelbrautzaun hinweg und stand mitten in dem friedlichen Garten!

Schon wollte Frau Edith Sieblein, die da meinte, ein gewalttätiger Einbrecher bedrohe das Haus, vor Entsetzen laut aufschreien, als —

ja, als mit einem Male, gleichsam aus dem Nichts erzeugt, eine zweite Gestalt im Garten auftauchte, aber diesmal eine weibliche, die sich dem Meisterpringer mit raschen Schritten näherte, ihm um den Hals fiel und ihn — kühlte! Frau Edith Sieblein war sprachlos.

Aber nur die Sprache hatte es ihr verschlagen, keineswegs die Neugier. Im Gegenteil, nie war die Neugier reger gewesen in ihr, als gerade jetzt.

Und so schlich sie, sich bündend, auf den Ballon hinaus, um in dieser ereignisreichen Nacht ein zweites Mal zu lauschen.

Was hörte sie?

Sie, die bemerkenswert seine Ohren hatte, hörte folgendes: „Mirzi,“ fragte eine gedämpfte Männerstimme, „hast heut Zeit?“ „Na, Seppi,“ antwortete noch gedämpfter eine weibliche Stimme, „ericht auf die nächste Nacht!“

Der Rest waren unten kufähnliche Geräusche, — und oben immense Triumphgefühle in dem Herzen einer nach Genugtuung lechzenden Frau!

Max Rebwein kam vom Mittagessen im „Seehof“ und ärgerte sich, daß er für ein verbranntes „Beuschel mit Knödeln“ und für eine Fleischbrühe, die mehr kunstgerecht als schmackhaft aus Suppenwürfeln hergestellt war, zwei Kronen hatte zahlen müssen.

Auch über die nachlässige Bedienung ärgerte er sich, deren Grund er nicht einjah, da er doch niemals versäumte, dem dicken Zahlstener sechs Heller Trinkgeld zu verabreichen.

(Fortsetzung folgt.)



Verwundete Rumänen auf einer Spazierfahrt in Ploesti.

Phot. Berl. Unter-G.